

# Heimat im Dorf – im Kreislauf des Jahres

Von Leopold Bausinger

Ganze 800 Einwohner zählte mein Heimatdorf in meiner Jugend. Die Dörfler waren meistens Kleinbauern, Kleinhändler und doch auch schon Fabrikarbeiter, die allerdings noch eine kleine Landwirtschaft betrieben. Ein Bauer mit 20 Morgen war eine Seltenheit. Kein Wunder, daß der Lebensstandard mehr als bescheiden war. Am Fuß der Zolleralb liegt mein Heimatdorf, die Zollerburg und das Zellerhorn überragen es, in weitem Halbkreis bildet den nordöstlichen Eckpfeiler des Traufes.

Die Eisenbahn fährt heute noch am Dorf vorbei, ebenso die Bundesstraße Stuttgart–Bodensee–Schweiz. So liegt das Dorf „abseits am Wege“, still und friedlich im weiten Tal inmitten von Obstgärten. Kein Wunder, daß das Dorf in früheren Zeiten den Beinamen „im Gnadental“ führte, herrührend vom ehemaligen Dominikanerinnenkloster, einer Gründung der Grafen von Zollern im frühen Mittelalter, Jahrhunderte hindurch Erbbegräbnisstätte der Zollerngrafen.

Knapp 2 km entfernt vom Dorf liegt die Kreisstadt, „des Reiches älteste Zollernstadt“, wie sie sich früher gern nannte. Das Zollerländchen war bekanntlich von 1850 bis zum Zusammenbruch 1945 „preußisch“ gewesen. In der Schule lernten wir preußische Geschichte und sangen: „Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben, die Fahne weht mir weiß und schwarz voran!“ Und dabei kamen fast nur die Wehrpflichtigen zur Ableistung ihrer aktiven Dienstzeit ins eigentliche Preußen, solange Hohenzollern zum VIII. Armeekorps zählte mit Sitz in Koblenz. Aber die Rheinländer fühlten sich letztlich genauso als „Mußpreußen“ wie wir Hohenzoller.

Die nahe Kreisstadt bedeutete für uns Dörfler schon die weite Welt. Dort gab es Krämer- und Viehmärkte, viele Geschäfte mit mancherlei Schaufensterauslagen, nicht nur eine, sondern gleich mehrere Kirchen, darunter auch eine evangelische, sogar eine Synagoge, ein Landgericht, das Oberamt, die Leihkasse, höhere Schulen und eine Vielzahl von Wirtschaften, von denen in meiner Jugend die Wirtschaft „Zur Pfanne“ die Stammkneipe der Dörfler war. Aber auch Arbeitsplätze bot die Stadt, auf die manche Dorfbewohner wegen der kargen Landwirtschaft angewiesen waren.

Mit den Kindern der Stadt lagen wir Dorfbuben in Fehde. Bei unseren Gängen ins Städtle gab's öfters Streitigkeiten und Hänseleien. Wir beschimpften die Stadtbuben mit „Spüllumpenfresser“, dem Übernamen der Städter, sie gaben zurück mit unserem Übernamen „Hageverschrecker“. Manchmal gab's auch Hiebe.

Nichts Attraktives bietet das Dorf, von der alten hochgotischen Klosterkirche abgesehen. Das Kloster selbst fiel 1898 einem Brande zum Opfer.

Heimat also wie vielfältig und überall. Aber um diese Heimat kreisen die Gedanken auch heute noch nach mehr denn 50jähriger Abwesenheit, von gelegentlichen Besuchen abgesehen. Immer wieder steigt die Jugend in der Erinnerung auf, Menschen, Bilder, Ereignisse. Sie wiederzugeben will ich versuchen.

## Im Kreislauf des Jahres

Seltsam: nie hatte ich so recht das Empfinden als Bub, daß mit dem Glockenschlag nachts 12 Uhr am 31. Dezember ein Jahr zu Ende gegangen und ein neues angebrochen sein soll. Es hatte sich ja nichts verändert in der Natur und im Geschehen, wieso dann also ein neuer Anfang?

Nach Lichtmeß dagegen, wenn die Tage schon wieder länger wurden – „Lichtmeß bei Tag eß“, sagte die Mutter, und wir Kinder wieder länger „auf der Gaß“ herumspringen konnten, wenn der meiste Schnee geschmolzen war, und die schwarze Ackererde und das Grün der Wiesen wieder zutage traten, wenn es draußen wieder „über“ wurde, wenn der Föhnwind lauwarm durch's Tal strich, wenn die ersten Gänseblümchen sich zeigten, Haselnußsträucher und Salweiden blühten, dann, ja dann verspürte man die Veränderung draußen in der Natur, was sich auch auf uns Buben übertrug, denn von jetzt an hörte das Stubenhocken auf. Straßen und Gassen, Feld und Wald gehörten wieder uns Buben, man konnte wieder „Fangerles“ und „Verschlupferles“ spielen, mit Pfeil und Bogen schießen, mit einer Schleuder auf die Spatzenjagd gehen, Kinderhändler austragen zwischen den Oberdörfnern und den Unterdörfnern, Starenkasten zusammenbasteln und zum oberen Bühneladen hinaushängen, aus Holz vom Holderbaum Schlehbüchsen fertigen und mit Wergpropfen auf die Mädele schießen. Und schon im März blühten an gewissen Stellen die Schneeglöckchen, die wir an Sonntagen heimholten und dabei verbotenerweise zum Teil mit den Wurzelknollen ausgruben und allerdings in den Hausgarten pflanzten, wo sie dann jahrelang standen und jedes Jahr auch blühten.

Die Karwoche kam in Sicht und mit ihr der Beginn der Osterferien. Am Palmsonntag trugen wir Palmen zur Weihe in die Kirche, die wir aus Haselnußzweigen, Palmkätzchen, Eichenlaubzweigen mit verdorrtem Laub, „Sefig“ zu einem Bündel zusammensteckten und mitten hinein ein aus vier geschälten Holderhölzchen auf einer Haselnußrute aufgestecktes Kreuzchen stellten. Vier solcher Palmen mußten wir zu Hause machen, für uns selbst, für die Lehrerstante, unsere „Dotte“ (Patin), die alte Nachbarin Zitta und für deren verheiratete Tochter Frieda. Am Palmsonntag galt es früh aufzustehen, denn der letzte war der Palmesel. Schon lange vor Beginn des

Gottesdienstes zogen wir mit unseren Palmen zur Kirche, denn auch dort galt der oder die letzte als Palmesel des Jahres. Meist traf es immer wieder die gleichen, die auch sonst überall zu spät kamen. Nach der Kirche lieferten wir unsere Palmen ab, bei der Lehrerstante und bei den beiden Nachbarinnen, wobei es jedesmal 10 Pfennige gab, die wir unserer Sparbüchse einverleibten. Wenn man in diese ein Geldstück warf, präsentierte der Blechsoldat daran, und zwar so lange, bis ein erneuter Geldeinwurf Arme und Gewehr des Soldaten wieder in normale Lage verbrachte. Stundenlang hätte ich dieses Spiel fortsetzen können, doch fehlten dafür die Groschen.

Die Kartage kamen und mit ihnen die abendlichen Metten in der Dorfkirche, bei denen die alten, schönen Psalmen im Wechselgebet zwischen Priester und Volk gebetet wurden. Da stimmten wir Buben aus unseren Mettebüchlein kräftig mit ein:

- ... Du weidest mich auf reichen Fluren,  
Du leitest mich an lauterer Bächen ...
- ... An Deiner Hand kann ich nicht irren,  
Du bist der wahre Weg zum Leben ...
- ... Barmherzig und von großer Güte  
Bist Du mein Heiland und Erlöser ...
- ... Es rühmt dies ein Geschlecht dem anderen,  
Auch ich erhebe Deinen Namen.

Vor dem Hochaltar der Kirche stand ein dreizehnarmiger Leuchter, von dem während der Mette nach und nach eine Kerze um die andere von Ministranten mit einer Zange gelöscht wurde bis auf die Kerze in der Mitte, die zu guter Letzt verlassen in der dunklen Kirche noch brannte. Christus bedeutete sie, während die anderen zwölf die Apostel versinnbildlichten, wie sie in der Stunde der Gefahr einer um den anderen den Herrn und Meister verlassen hatten. Mittwochs in der Karwoche läuteten noch die Glocken, Gründonnerstag zum letztenmal beim Gloria der Messe. Das Allerheiligste wurde vom Hochaltar in das altehrwürdige gotische Sakramentshäuschen verbracht, die Glocken schwiegen, statt ihrer klapperten die Rätschen. Ja, die Rätschen! Welcher Dorfbub hätte kein solches Radauinstrument gehabt! Die Kirche selbst besaß davon aus alter Zeit eine ganze Garnitur, die große Schindelrätsche, die dem gewichtigsten Buben der ältesten Schulklassen gebührte, mehrklöppelige und einklöppelige Rätschen, große und kleine, mit denen wir Buben vor jedem Gottesdienst zweimal laut Krach machend durch's Dorf rannten, so daß wir schweißtriefend zur Kirche zurückkamen. Am Karsamstagmorgen beim Gloria der Messe läuteten wieder die Glocken, und damit wurden die Rätschen für ein Jahr wieder in den Ruhestand versetzt.

Dieser Ostersonntag sah uns Buben schon frühmorgens bei der Kirche, fand doch da schon um 6 Uhr früh die „Scheiterweihe“ statt. Jeder rechte Dorfbub brachte sein Scheit mit, ein gewöhnliches Stück Backholz, wie es die Mutter beim Heizen des Backofens benutzte. Mit Ham-

mer und Stemmeisen wurden aus jedem Scheit drei untereinanderliegende Kreuze herausgestemmt, das obere Ende wurde mit einem Loch durchbohrt, durch das eine Trageschnur gezogen wurde. Wiederum mußten wir vier solcher Scheite fertigen, wie wir ja auch vier Palmen zu machen hatten. Vor der Kirchentür war ein kleiner Holzstoß aufgeschichtet, auf den wir unsere Scheite legten, immer kreuzweise übereinander. Der Geistliche trat mit Mesner und Ministranten aus der Sakristei, der Mesner sollte das Feuer durch Feuerstein und Zundel entfachen, so gebot es die Vorschrift der Kirche. Aber selten wollte dies gelingen, doch der Mesner hatte für solche Fälle eine Streichholzschnur bei sich und entzündete mit einem Streichholz das Feuer, was uns Buben gar nicht eingehen wollte. Über das brennende Feuer sprach der Geistliche seine Gebete, derweilen wir Buben darauf achteten, daß jedes Scheit am unteren Ende bis etwa zur Mitte anbrannte. Kaum war die kirchliche Zeremonie beendet und der Geistliche in die Kirche zurückgekehrt, langten wir Buben unsere noch brennenden Scheite aus dem Feuer, schlangen sie in der Luft und hatten unsere helle Freude an Feuer, Funken und Qualm. Wieder gab's für jedes Scheit bei den Verwandten und Nachbarn einen Groschen, und wiederum konnte der Sparbüchsensoldat präsentieren. Und nun war durch das geweihte Scheit das Haus vor Blitz und Feuer geschützt!

Dem Osterhasen machten wir sein Nest im großen Hausgarten. Schon hatte der Wasserschieferling getrieben, daß wir ihn beim Nestbau mitverwenden konnten. Wohl weil die Stallhasen dieses erste Frühlingskraut so gern fraßen, nahmen wir an, daß es auch dem Osterhasen besonders willkommen sein würde. Da lagen dann am Ostermorgen buntgefärbte Ostereier im Nest, vielleicht auch mal ein rotzuckeriges Osterhäschen. Die Freude war groß. Als das erste Schuljahr anstand, brachte der Osterhase den Schulranzen und die Griffellade. Das Schöne war, daß der Osterhase auch bei den Großeltern und Paten für uns „eingelagt“ hatte. Nach dem Osteramt ging's zu diesen, um deren „Osterhasen“ zu holen. So konnten wir nachmittags nach der Andacht, deren Besuch für alle Schulkinder selbstverständliche Pflicht war, mit den anderen Kindern auf die Wiese gehen und Ostereier „schucken“ (werfen), wobei manchem Ei die Schale sprang. Diese Eier wurden dann gegessen, wobei es manche auf eine sagenhafte Zahl brachten, ohne Bauchweh zu bekommen. In den Osterferien hatten wir Buben noch viel Freizeit, denn die Feldgeschäfte hatten noch nicht begonnen. Morgens früh fuhren wir mit dem Kuhfuhrwerk mit ins Brennholz in den über eine Stunde entfernten Gemeindegewald. Denn der Vater war ja Allmandbürger und hatte als solcher Anspruch auf sein Bürgerholz, bestehend aus etlichen Raummetern Brennholz und 100 und mehr Reisigbuscheln. Was waren dies bei trockenem Wetter schöne Fahrten in den frischen Morgenstunden. Bis hoch hinauf zu den Felsen der Alb mußte man dabei. Oft saß das Holz auf unzugänglichen Hängen und Halden und mußte von dort an fahrbare Wege

„gerückt“ werden. Dabei mußte Scheit um Scheit oder Rolle um Rolle den Berg so lange hinuntergeworfen werden, bis man das Holz an einem Weg abfahrbereit wieder aufsetzen konnte. Das machte uns Buben viel Freude, zumal der Vater versprochen hatte, uns zum Vesperbrot ein richtiges Holzmacherfeuer anzuzünden, an dem Brot und Speck fein duftig „gebäht“ werden konnten, wie es im Winter die Holzhauer taten.

Einmal nahm uns der Vater nach getaner Arbeit hinauf auf den Albrauf, wir kletterten über Felsen und stiegen durch das Felsenmeer hinauf, wo haushohe Felsblöcke und Klötze aus grauer Vorzeit lagern, mit Moos bewachsen und teilweise mit Efeu berankt, so daß sie in der düsteren Stille des Waldes zum Teil wie vorsintflutliche Tiere aussahen. Dort oben in dem Felsgebirge befand sich auch eine Höhle, in die der Vater mit uns einstieg. Ein „Wilder“ soll in dieser Höhle gehaust haben, in Wirklichkeit war es ein harmloser Naturmensch und Maler, der einen langen Vollbart trug und durch sein ungepflegtes Äußere einst einem jungen Holzfuhrmann Angst und Schrecken einjagte, so daß er mit einem Hebeisen auf den „Wilden“ losging, der sich als harmloser Naturmensch erwies. Sie wurden dann aber bald gute Freunde, und der „Wilde“ wohnte mehrere Wochen beim Holzfuhrmann im Dorf, bis ihn eines Tages der Freiheitsdrang übermannte, und er über Nacht still und spurlos verschwand. – In diesem Felsenmeer hauste in meiner frühen Jugend noch ein Uhu, der letzte weit und breit damals in freier Wildbahn, etliche uralte Eibenbäume hatten sich aus alter Zeit herübergerettet (sie stehen übrigens heute noch als Naturdenkmale geschützt), ehemalige Fanggruben für Wölfe, die „Wolfsgruben“, waren noch zu sehen, was Wunder, wenn in dieser Umgebung das junge Bubenherz bangte und zagte, und ich meinte, jeden Augenblick müßte etwas Außergewöhnliches geschehen, ein Räuber kommen, ein Wolf vor uns stehen oder gar das Rotkäppchen begegnen.

Droben auf den Höhen der Berge schauten wir zum erstenmal in die Weite der Welt und der Heimat. Weit hinten lagen die Höhenzüge des Schwarzwaldes, dort im Westen lagen die Vogesen und hier im Süden die „Schneeberge“, die Alpen also. Zum erstenmal ging mir hier oben auf den Bergen ins Herz ein, wie einzig schön das Heimatland war, zugleich wuchs aber auch die Neugier, zu erfahren, wie die Welt nun wohl hinter dem Schwarzwald und hinter den Vogesen aussehen möge. Liebe zur Heimat, Drang in die Ferne!

Der Saft stieg in die Bäume. Aus Bachweiden machten wir Buben „Hupen“. Die Rinde wurde mit einem Taschenmesser so lange geklopft, bis sie sich vom saftigen Holz unversehrt löste. Ein richtiger Bub begnügte sich mit solch einer einfachen Hupe nicht, er wollte eine „Walduhupe“ haben, für die die Rinde von der Salweide geringelt und abgeschält und sodann in Trompetenform wieder zusammengerollt wurde. Oben hinein wurde dann eine gewöhnliche kleine Hupe gesteckt, und so war das Blasinstrument fertig. War das ein Konzert an Sonn-

tagen, wenn eine Bubenschar mit ihren Hupen trompetend ins Dorf zog!

Der 1. April war damals schon wie heute dazu da, den oder die „in den April zu schicken“. Einmal, ich ging noch nicht in die Schule, sollte ich das Opfer werden. Der Kuno, der Enkel des „Nageljörgle“, des letzten Nagelschmieds weit und breit, und mein älterer Bruder gaben mir 10 Pfennig und schickten mich zur Krämerin, dem Sinzele, um für das Geld „Ibidum“ zu kaufen. Lange sträubte ich mich, nichts Gutes ahnend. Bis die beiden mich dann doch überredeten, und ich zum Kramladen ging. Das Sinzele kam, nachdem ich die Ladenglocke gezogen hatte, und frug nach meinem Begehre. „Für 10 Pfennig Ibidum“, sagte ich und legte den Groschen auf den Ladentisch. Da mußte die gute Krämerin gar herzlich lachen und frug, wer mich geschickt hätte. „Der Kuno“, erwiderte ich. Das Sinzele gab mir den Groschen wieder zurück und sagte: „Jetzt gehst nur wieder zum Kuno und sagst ihm, er wär’ dumm.“ Derweilen konnten der Kuno und der Bruder sich vor lauter Lachen nicht genug tun, daß sie mich hereingelegt und in den April geschickt hatten.

Bald kam der 1. Mai. Als Schulbuben interessierten wir uns auf dem Schulweg in der Frühe, welchen Dorfschönen nachts von den ledigen Burschen buntbebänderte Maien „gesteckt“ waren. Als ich dann später selber im Alter war, um Maien zu stecken, war ich der Heimat längst entronnen. Und wieder einige Jahre später, als ich in einem schönen, romantischen Städtchen – der Fliederstadt im Eyachtal – meine erste Bürgermeisterstelle innehatte und als Junggeselle einem Mittagsstammtisch angehörte, hatten mir zum 1. Mai zechfrohe Kumpane auf den Rathausbalkon einen mit Bier-, Wein- und Sektflaschen geschmückten Maien gesteckt, vielleicht um mich zu mahnen, daß ich mich langsam unter den Schönen des Landes umsehen sollte.

Der Mai war auch für uns Dorfjungen damals schon Wandermonat. Mir machten Maientouren in die Wälder und Berge der Alb und kehrten mit einem Lied auf den Lippen noch so zeitig zurück, daß wir den Gottesdienst nicht versäumten.

Die Maiglöckchen blühten in den Buchenwäldern, wir wußten alle Standorte, mußten aber gewärtig sein, daß wir mit den Buben des Nachbardorfes nicht zusammentrafen, denn ansonsten hätte es blutige Fehde gegeben.

Christi Himmelfahrt kam. In großer Prozession zog das ganze Dorf hinaus in die heimatlichen Fluren, um Gottes Segen auf sie herabzuflehen. Draußen beim Feldkreuz in der Nähe des Elternhauses inmitten eines Tannenhages und unter Obstbäumen errichteten wir jedes Jahr ein Altärchen mit großen Feldblumensträußen, Leuchtern und Kreuzifix. Drunten im Unterdorf bei einem an einem Berg stehenden Feldkreuz predigte der Pfarrer, derweilen die zum Teil schon etwas müden Pilger sich um das Kreuz am Berghang lagerten. Eine richtige Bergpredigt wäre es, meinte der Vater, wie sie einst der Herr und Meister mit

den tröstlichen Seligpreisungen gehalten hatte. „Selig seid Ihr . . .“

Der Fronleichnamstag führte uns wieder hinaus aus der engen Dorfkirche in die Straßen und Gassen der Heimat. Altäre wurden errichtet, die Häuser geschmückt, Straßen und Gassen gefegt und mit Gras bestreut, um dem Herrn ein würdiges Gezelt zu bereiten. An solchen Festtagen wurden mehr Ministranten benötigt, wie glücklich war ich, wenn ich mit Kreuz oder Fahne der Prozession voranschreiten konnte.

Höher stieg die Sonne, die Bauern redeten vom bald beginnenden Heuet, Sommerjohanni war nicht mehr fern. Und damit kam für die Dorfjugend, ehe die harte Feldarbeit im Heuet uns verlangte, eines der schönsten Dorffeste im Jahreskranz: das „Singefur“ (Johannesfeuer). Uralt war dieser Brauch und geht wohl in die Frühzeit des Dorfes zurück, zumal die Kirche dem hl. Johannes dem Täufer geweiht ist, und an die Klosterkirche angebaut eine noch ältere Johanneskapelle steht, die noch romanische Bauteile aufweist. Die Führung für die Vorbereitung des Johannesfeuers lag bei der ältesten Schulklasse. Zweimal fuhren wir mit einem Heuwagen durch das Dorf, um Holz zu sammeln, das die Leute meistens zurechtgelegt hatten. Den Wagen zogen wir Buben selber, andere „schalteten“, zwei waren auf dem Wagen, um das Holz zu stapeln, andere mußten es zutragen, einer bediente die „Micke“, zwei trugen dem Troß einen an einer langen Stange befindlichen Kranz voran, den die Schulmädchen anfertigten, einen größeren äußeren Kranz aus Gartenblumen und einen kleineren inneren Kranz aus lauter Vergißmeinnicht, in dessen Mitte ein Bildchen mit dem hl. Johannes dem Täufer angebracht war. So streng waren die Riten! Auf einer Anhöhe des Dorfes wurde der Holzstoß errichtet, aus dessen Mitte die Stange mit den beiden Kränzen herausragte. Abends übernahm die ledige Mannschaft die Führung. Sie bestimmte den Zeitpunkt des Anbrennens des Holzstoßes, sie lenkte und leitete das Feuer mit langen Prügeln, mal in dem Feuer stochernd, mal auf brennende Klötze schlagend, auf daß die Funken haushoch flogen. Bengalische Zündhölzer wurden geworfen, die Mädchen armteten sich ein und sangen alte Volkslieder: Im schönsten Wiesengrunde . . . , Seht, wie die Sonne dort sinket . . . Bald nahte dann der große Augenblick des Abends, an dem der erste Ledige es wagte, über bzw. durch das Feuer zu springen. Ein Bravo, wenn er gut hinüberkam, ein Auslachen, wenn es mißglückte. Auch wir Schulbuben wagten es dann bald, derweilen die ledigen Burschen ihre Mädle holten, die sich zwar kreischend wehrten, trotzdem aber innerlich froh waren, zu den Auserwählten zu zählen. So brannte das Feuer herunter, so um 11 Uhr (23 Uhr) ging's nach Hause, wobei die Burschen ihre Herzallerliebsten „heimführten“.

Der Heuet forderte in meiner Jugend noch harte Arbeit von jung und alt, hatten doch viele Bauern überhaupt noch keine Maschinen, so daß die Arbeit manuell verrichtet werden mußte. Um vier Uhr und früher ging's

auf die Mahd, die Älteren mähten, die Kinder mußten „warben“. Der ganze Tag war angefüllt mit Handarbeit, mit Wenden, Schochen, Zusammen„keien“, Laden, Abladen, so ging es tagaus, tagein bis zum Schluß. Von einem Kinderschutzgesetz wußte man auf dem Dorf nichts, wir sind aber gleichwohl groß geworden, ohne Schaden zu nehmen.

Ähnlich war es dann später bei der Getreideernte und im Öhmdet. Auch hier mußten wir hart zupacken. Es soll gesagt sein: ich war und bin nicht wenig stolz, einen großen Heuwagen laden zu können, auch später noch, als ich dann und wann im Heuet in Ferien nach Hause kam.

Der Sommer ging unbemerkt ins Land. An Kräuterweihe (Mariä Himmelfahrt) trugen wir vier „Weihsang“ in die Kirche, zusammengestellt aus Korn- (damals noch Dinkel), Gerste- und Haferbüscheln, rote Kerzen und Königskerzen, Weißkraut- und Dickrübenblättern. Wiederum belieferten wir die Lehrstante und die beiden Nachbarinnen, und wiederum gab's etliche Groschen für die Sparbüchse mit dem präsentierenden Soldaten.

Nach der letzten Fuhre Heu war die „Heukatz“ fällig, und nach dem letzten Garbenwagen die Sichelhenke. Aber gefeiert wurde nicht, man saß eine Viertelstunde länger und gemütlicher beim Nachmittagsvesper, die Eltern erzählten aus ihrer Jugend, wie sie „Theater spielten“, „Maschgera gingen“, den und jenen Schabernack trieben. Der Vater konnte begeistert aus seiner Soldatenzeit 1886–1888 in Köln erzählen. Drei Kaisern hatte er in dieser Zeit geschworen: Wilhelm I., Friedrich III. und Wilhelm II.

Mariä Geburt zieh'n die Schwalben furt, sagt die Bauernregel. Es herbstete, die Tage wurden merklich kürzer, Wiesen und Getreideäcker waren abgeerntet. Eines Tages zog der Schäfer ins Dorf mit 200 bis 300 Schafen. Der Pferchkarren wurde in die Gemarkung gefahren und die Hürden aufgeschlagen. Da waren wir Buben dann bald gut Freund mit dem Schäfer, lagen ganze Nachmittage bei ihm draußen auf dem Feld, gruben nach Mäusen und Maulwürfen, rauchten verstohlen Pfeife, durften schon mal beim Schäfer schnupfen. Er konnte so nette Geschichten erzählen, war ja auch schon weit herumgekommen, kannte den Schwarzwald und das Badische, hütete im Winter im Elsaß und im Frühjahr und Sommer auf dem Truppenübungsplatz Heuberg.

Die Wiesen hatten wieder getrieben. Nachmittags trieben wir die Kühe auf die Weide, trieben allerhand Allotria, brien Äpfel am Feuer und schmiedeten Pläne für das Erwachsensein. Abends trieben wir das Vieh wieder zurück ins Dorf und knallten mit den Peitschen, daß man meinen konnte, die Hölle wäre losgelassen.

Dann ging's in die Kartoffeln, die man damals noch mit der Hacke ausmachte. Das Schönste für uns Buben dabei waren die Kartoffelfeuer, deren Rauch während der Kartoffelernte sich über die ganze Gemarkung und darüber hinaus hinzog und jenen herben Duft verbreitete, wie er im Herbst vielfältig anzutreffen ist. Köstlich waren da-

bei die am Feuer gerösteten Kartoffeln, wobei es beim Essen auf ein bißchen Dreck nicht ankam.

Weiter ging es in den Herbst hinein, die Laubwälder der Alb prangten im farbenreichen Herbstkleid, Nebel lagen früh über der Landschaft, der letzte Ertrag der Äcker und Krautländer wurde heimgeholt: Dickrüben und Weißkraut. Das Obst wurde geerntet, so es welches gab, draußen auf den Baumwiesen in der „Halde“ und im „Weinschlatt“ und droben im „Roßberg“. Der Krautschneider kam ins Haus und schnitt das Weißkraut ein, das ich mit den zuvor sauber gewaschenen Füßen einstampfte.

Der Vater mostete so an die 1200 Liter, so daß es an Haustrunk nie fehlte. Bier wurde ganz selten gekauft, mal zu einem Feiertag oder an einem arbeitsreichen Tag im Heuet zum Feierabend.

So rückte die „Kirbe“ heran mit dem dritten Sonntag im Oktober. Da buk die Mutter viele Kirbebeeten, wobei wir Kinder uns helfend betätigen konnten: beim Teig machen Milch nachschütten, die ausgewellten Beeten in die Backküche tragen, die fertiggebackenen wieder hinauf in die Stube. Mancherlei Beeten gab es: Zwiebelbeeten und Knollenbeeten, Zwetschgenbeeten und Röhrlsbeeten, Sträußelbeeten und Käsbeeten, sogar Zuckerbeeten. Nun wähle, mein Herz! Die Wahl tat einem weh, aber wir aßen uns durch alle Arten hindurch, auch wenn der Bauch mal etwas weh tat. Bis zu vierzig solcher Beeten buk die Mutter, so daß der Brotlaib für einige Tage in den Hintergrund trat. Die Verwandten in der Stadt erhielten ihren Teil Kirbebeeten geschickt, doch kam von dort zum Ausgleich ein nicht minder schweres Paket mit Kirbe„kuchen“, der vornehmer war als unsere dörflichen, noch unmittelbar am Feuer gebackenen Beeten. Die Kuchen waren städtisch, die Beeten dörflich!

Am Kirbemontag hatte der Zeitungsbus einen Armkorb bei sich, denn in vielen Häusern gab's für ihn ein oder mehrere Stück Kirbebeeten. Ein solcher Zeitungsaussträgergang durch's Dorf lohnte sich, und der Zeitungsbus konnte uns gut nachrufen: „Komm mir auf d'Kirbe!“ Nachmittags am Kirbesonntag gingen die Ledigen zum Tanz, derweilen die Männer ihren Kirbeschoppen tranken. Nun war's ja mal wieder für ein Jahr geschafft, die Ernte war geborgen, das Sauerkraut war in der Krautstände, die Mostfässer waren gefüllt, und die Sau im Stall nahm täglich zu, so daß man bald ans Schlachten denken konnte.

Dazwischenhinein gingen wir Buben noch manchen Sonntag in die Obstwiesen, um dort zu „afterbergen“. Dies war altes Recht, daß ab Martini die Wiesen und Felder frei waren, und was dann noch an vereinzelt Obst an den Bäumen hing, war Allgemeingut. Es ging dabei weniger um die paar Äpfel, als vielmehr um das bißchen Romantik, das mit diesem „Afterbergen“ verbunden war. Daheim machten wir dann, altem Brauch folgend, „Mauchelenester“ im Bett oder an sonst verborgenem Ort in der Schlafstube, um daraus beim Schlafengehen noch

einen Apfel oder eine Birne zu holen und über dem Einschlafen zu essen.

Es ging Allerheiligen zu. Wir Kinder wurden in den Wald und auf die Heide geschickt, um Tannenreiser, Silberdisteln, Moos und Heidekraut für Kränze zu holen, die die Mutter und Großmutter selber anfertigten. Und nachmittags vor Allerheiligen fuhren wir die Kränze auf dem Leiterwägelchen zum Friedhof bei Heiligkreuz, um die Gräber der Verwandten zu schmücken. Anfangs waren es fast lauter Gräber, deren Tote ich nicht mehr kannte: die Urahne und der Urahne, die Unterdorfahne und der Oberdorfahne, ein alter Vetter hier und dort eine längst verstorbene Base, wobei für uns Vetter für Onkel und Base für Tante galt. Doch schon nach wenigen Jahren traten neue Gräber hinzu, das der Großeltern mütterlicherseits, von Vettern und Basen, die ich noch alle kannte. Und eines Jahres waren die Gräber der Urgroßeltern nicht mehr, das Grabfeld wurde geräumt. Eine Generation mußte einer jüngeren Platz machen, so ist es nicht nur im Leben, sondern selbst im Tode.

Der Nikolaustag rückte heran. Die Vorfreude darauf blieb zwar nicht ohne gewisse Bangigkeit darüber, ob denn der heilige Mann die oder jene Untat doch wissen könnte. Es ging aber immer besser ab als gedacht, so daß die Hanselmänner und Lebkuchen und Nüsse und Äpfel durch keine Bitternis getrübt wurden. So konnte man an Nikolaustag nach der Schule bei den Großeltern, bei der Dotte und beim Dötte frohen Mutes die Hanselmänner abholen, die auch dort für uns vom Nikolaus „eingelegt“ wurden. Wie an der Kirbe trat für uns Buben um jene Zeit der Brotlaib etwas in den Hintergrund, soviel Hanselmänner mußten gegessen werden. Bei einem Gang durch's Dorf waren sie in vielen Häusern, in denen Buben wohnten, zwischen Vor- und Innenfenster aufgestellt, manchmal ganze Fenster voll und darunter wahre Prachtkerle in Größe und Umfang.

Eines Morgens war die Landschaft schneebedeckt, über Nacht wurde es Winter. Die Schlitten, die das Jahr über in einer Ecke des Schopfes verstaubt lagen, wurden hervorgeholt und auf ging's zum Schlittenfahren, mal an den steilen Mühlhof, mal an den Haldenberg. Die oft selbst verfertigten und von Generation zu Generation vererbten „Bauchschlitten“ waren weitaus in der Mehrzahl, vornehmere Eisen- oder gar Rodelschlitten waren im Dorf selten. Größere Buben trieben ein „Wasserschlittle“ auf, mit dem früher vor dem Bau der Wasserleitung das Wasser von den Dorfbrunnen in Gölten im Winter nach Hause gefahren wurde. Ein solcher Schlitten bot für 8 bis 10 Kinder Platz, wobei sie alle wie die Heringe übereinander hingen. Aber weil dabei auch schon Mädle mitgenommen wurden, war die Platzenge keineswegs unsympathisch. Die Wasserschlittle waren ansonsten das Reservatrecht der Ledigen, die abends mit ihren Liebsten zum Schlittenfahren gingen. Manchmal wurde von den Ledigen ein Mistschlitten bei einem Bauern aufgetrieben, mit dem es in großer Besetzung den Berg hinunterging.

Schlittschuhlaufen war ebenfalls beliebt, insbesondere dann, wenn der Dorfbach zugefroren war und eine Eisbahn bot. Schneemänner machten wir und Backöfen. Ein altes Ofenrohr diente als Kamin, wir feuerten mit Stroh, und in die ausgehöhlten Köpfe der Schneemänner stellten wir Kerzchen und jagten damit den kleinen Kindern Angst ein.

Eines Tages hatte der Vater den Metzger bestellt, denn vor Weihnachten sollte noch geschlachtet werden, auf daß vorgesorgt war. Drei Zentner und mehr schwer war die Sau, die unter Mithilfe des ganzen Hauses ihr Leben lassen mußte. Wir Kinder durften schon mithelfen, dem Säulein im großen Zuber die Borsten auszureißen, und bei vorgeschrittenem Alter bekamen wir vom Metzger ein scharfes Messer in die Hand, um auch beim Schaben zu helfen. Das Säule wurde dann, wenn es fein säuberlich auf dem Schragen lag, an dem großen Rechen aufgehängt, der Metzger schnitt ihm den Bauch auf, holte die Eingeweide heraus, schnitt Kopf und Füße ab und legte alles das zurecht, was zum Verwurstn bestimmt war. Nach dem Reinigen der Därme ging es an's Würstmachen, Blut- und Leberwürste hauptsächlich, die bald im Kessel brodelten. Zwischendurch gab's Kesselfleisch, das auf dem Hackklotz geschnitten und mit etwas Salz und Brot gegessen wurde. Die Männer tranken vorweg einen Schnaps und sodann Most, Kirsch- und Zwetschgenwasser aus eigener Ernte war immer im Haus. In der Küche wirkten die Frauen, denn zur Metzelsuppe gab es eingangs Flädlesuppe, sodann zu den Würsten und dem Fleisch Knöpfle, Sauerkraut und „Grumbieraschnitz“. Die Verwandtschaft war mit Kind und Kegel eingeladen, Tische mußten zusammengerrückt werden, um die Gäste alle aufzunehmen, wobei die Frauen erst dann zum Essen schritten, wenn die Männer und Kinder fertig waren. Am Kopfende saß der Metzger, er schnitt Würste und Fleisch an, probierte von allem, um zu zeigen, daß man seine Ware mit Appetit essen könne. Für uns Buben war es Ehrensache, uns durch all die Köstlichkeiten von Würsten und Sied- und Bratfleisch hindurchzuessen, auch wenn man zum Schluß nicht mehr Papp sagen konnte und den oberen Hosenkнопf aufmachen mußte. Der Metzger stand früher auf, denn nachmittags hatte er schon wieder woanders zu schlachten. „So, nun esset se g'sund und z'frieda“, verabschiedete er sich.

Abends durften wir beim Speckschneiden helfen. Das gab zwar „schmotzige“ Hände, doch schmeckten die Grieben, die beim Auslassen des Speckes übrigblieben, um so besser. Die Vöglein aber bekamen davon auch ihren Teil, wie ihnen der Vater auch manchen sonstigen Brocken im Garten hinterließ. Die „Saublase“ wurde in der Werkstatt aufgehängt, manchmal hingen dort 3 solcher Gebilde, die in früheren Zeiten für mancherlei Zwecke verwendet wurden, so z. B., um Flaschen luftdicht abzuschließen. Wir Buben benutzten sie aber an Fastnacht, um als „Hanswurstel“ mit ihnen die Mädle zu verdreschen. Weh tat's ja nicht! In der Werkstatt

hing auch der Saunabel, der zum Schmieren der Sägen und anderer Werkzeuge benutzt wurde. Und in der Küche am Brett hing das „Schmeerlaible“, das bei eitrigen Geschwüren als altes, bewährtes Hausmittel unentbehrlich war. Ein Stückchen Schmeer auf die Wunde gelegt, und Dreck und Eiter wurden zusammen- und herausgezogen. Ja, was so ein Säule doch für wertvolle Dienste leistet! Ich lasse nichts über diese Borstentiere kommen und wäre jederzeit bereit, einer Einladung zu einer echten, bäuerlichen Metzelsuppe sofort nachzukommen.

Nun konnte Weihnachten kommen, der Schinken hing im Rauch, und mancher Braten lag eingesalzen in der Gölte. Und Weihnachten kam, damals wie heute mit jenem Zauber des Geheimnisses und des Geheimnisvollen. Der Vater besorgte am Heiligen Abend den Stall früher als sonst, wobei er dem Vieh als Weihnachtsgabe zum Schluß eine Raufe Öhmd gab. „Das Vieh soll auch wissen, daß Weihnachten ist“, pflegte er zu sagen. So kam dann an jedem Heiligen Abend das liebe Christkind ins Bauernhaus und brachte einen Weihnachtsbaum und eine Krippe, die der Urgroßvater in seinen Mannesjahren schon für seine Kinder gemacht hatte. Und beschenkt wurden wir Kinder auch, von zu Hause aber nur mit praktischen Dingen, Kleidungs- und Wäschestücken, etwas für die Schule oder was sonst war. Aber Springerle gab's und Ausstecherle in gar manchen Arten und Formen und nicht zu vergessen das schmackhafte Hutzelbrot. Am Weihnachtsmorgen wurden wir in der Frühe für die Christmette geweckt. In Mantel und Schal – Balledin sagten wir – gut verhüllt, Fausthandschuhen und „Gäderstützetle“ an den Händen, zwei Paar Strümpfen an den Füßen stampften wir durch den hartgefrorenen Schnee zur alten Klosterkirche. Aus den meisten Häusern begegneten uns Mettebesucher, so daß sich bald eine lange Kette von Kirchgängern bildete. Sie alle wollten teilhaben am Wunder der Heiligen Nacht.

In der Kirche brannte der mächtige Christbaum aus vielen Wachskerzen, die Frauen hatten in ihren Kirchenstühlen Wachsstöcke brennen, Männer vereinzelt ein Kerzlein, denn die Kirche war damals noch ohne elektrische Beleuchtung. Die Orgel intonierte Weihnachtslieder, der Priester zog mit einem Heer von Ministranten, unter denen auch ich manchmal aushilfsweise zu sehen war, zum Altar, die Orgel setzte kräftig ein, die schönen, alten Weihnachtslieder erfüllten den Raum und gingen manchen ans Herz. Kein Wunder, daß man in der Christmette den und jenen Besucher sah, der das Jahr über den Weg zur Kirche nicht oder nur selten fand.

Der Christmette folgte das Hirtenamt, eine zweite Messe also, in der wiederum nur Weihnachtslieder gesungen wurden. Danach ging es erfroren aber innerlich beglückt schnell nach Hause, da und dort brannte in Häusern der Christbaum, aus den Ställen drang der matte Schein der Stallaternen. Daheim am großen Kachelofen war man schnell warm, der heiße Kaffee – allerdings war es nur gebrannte Gerste und Zichorie – mit viel Milch half

nach, der große Kranzkuchen und sogar ein Gugelhopf wurden am Weihnachtsmorgen angeschnitten, Weihnachten war auch im Bauernhaus eingekehrt.

Am zweiten Weihnachtsfeiertag, am Stefanstag, besuchten wir im nahen Städtlein die Krippchen in der Stadtkirche und in der alten Klosterkirche St. Lutzen, wobei es uns besonders dieses Krippchen angetan hatte, weil der dortige Mesner die alten Krippenfiguren in bunter Tracht angezogen hatte. Jedes Jahr kamen neue Kleidchen hinzu, mal für den Hirten, mal für einen heiligen Dreikönig, mal auch für den heiligen Josef. Für jedes Kirchenfest ergänzte der Mesner seine Krippe und stellte sie auf den jeweiligen Festtag um. Auf Dreikönigstag kamen die Heiligen Drei Könige mit ihren Kamelen hinzu und mit gar mancherlei Geschenken, am Sonntag mit dem Evangelium von der Hochzeit zu Kanaan waren Braut und Bräutigam mit Hochzeitsgästen und Weinkrügen aufgestellt, immer wußte der Mesner etwas Neues. So gingen wir in der Weihnachtszeit mehrmals zum Kripplein nach St. Lutzen und schenkten dem schwarzen Mohrenbub einen Kreuzer – einen oder zwei Pfennige –, der sich bei jedem Einwurf mit einem Kopfnicken bedankte. Wenn wir „zum Krippele“ in die Stadt gingen, erhielten wir einen Zehner extra von zu Hause, um sich in der Stadt eine Laugenbrezel oder eine Mutschel zu kaufen. Für 10 Pfennig gab es damals entweder zwei Brezeln oder zwei Mutscheln.

Daheim in der Dorfkirche gab es lange kein Kripplein, bis sich eines Tages ein auswärtiger Wohltäter fand, der dem Dorf eine künstlerisch wertvolle Krippe mit holzgeschnitzten Figuren schenkte. Aber für uns Kinder ging halt nichts über das St. Lutzenkrippele mit den in allen Farben angezogenen simplen Krippenfiguren.

Auf Weihnachten folgten bald Sylvester und Neujahr. Neujahranschießen wurde schon immer groß geschrieben auf dem Lande, denn für Feuerwerk und derlei Zinnober fehlte das Geld. Wir Buben verfertigten unser Schießwerkzeug so: zu einer leeren Patronenhülse, wie sie durch die Reservisten oder auch durch Manöversoldaten in jedes Dorf kamen, wurde ein passender Stöpsel aus einem alten Schlüssel oder einem Sparrennagel durch Abfeilen des Bartes oder der Spitze zurecht gemacht und Patronenhülse und Stöpsel mit starker Schnur oder Draht versehen. In die Patronenhülse wurden Knallplättchen gelegt, das Schächtelchen kostete 3 Pfennig und enthielt gut und gern 50 und mehr Knallplättchen. Der Stöpsel wurde in die Hülse eingeführt, daß er mit den Knallplättchen in Berührung kam. Sodann wurde das Schießgerät an Schnur oder Draht mit starkem Schwung gegen einen Mauerstein oder einen sonstigen harten Gegenstand geschlagen, wobei die Schießplättchen mehr oder weniger laut, je nach ihrer Menge, knallten. Verwegene Buben machten die Ladung so stark, daß entweder die Patronenhülse zerriß oder wenigstens Schnur oder Draht entzweigingen, wobei es vorkommen konnte, daß der Schütze leichte Verletzungen von sich trug. Aber er kam sich gleichwohl als Held vor.

Die Ledigen schossen mit Pistolen, deren Läufe mit Pulver und Papier gefüllt und mittels eines Zündhütchens abgefeuert wurden, wie dereinst die Zündnadelgewehre. Diese Schießerei war zwar verboten, doch wenn ein Gendarm ins Dorf kam, wußten die Burschen ihm rechtzeitig auszurücken. Die Alten waren nur immer besorgt, daß bei dieser Schießerei kein Unheil passierte, was leider dann und wann vorkam. Die Ledigen schossen ihren Herzallerliebsten „das neue Jahr an“, die Mädchen fühlten sich geehrt, wenn es um Mitternacht unter ihren Schlafkammern tüchtig krachte.

An Sylvesterabend ging der Vater nach dem Nachtesen ins Wirtshaus, um alter Sitte gemäß einen Hefekranz auszuwürfeln. Wenn wir an Neujahr erwachten, war unsere erste Sorge, ob der Vater auch einen Hefekranz gewonnen habe. Öfter als einmal, wenn es mit dem Spiel nicht klappen wollte, kaufte der Vater einen Kranz, wie er uns später gestand, um uns Kinder nicht zu enttäuschen. So war sein gutes Herz!

Am Neujahrsmorgen nach dem Gottesdienst gingen wir zu den Großeltern und Dötte und Dotte, um ihnen das Neujahr „anzuwünschen“. „Ich wünsch' Euch ein glückseliges Neues Jahr“, lautete überall unser Sprüchlein, und dafür gab's wiederum einen Groschen für die Sparbüchse.

Am Dreikönigstag, damals noch gesetzlicher Feiertag, brachten wir eine Tasse oder ein Glas mit Salz, in dem ein Stück Kreide stak, zur Weihe in die Kirche, doch diesmal nur für uns selbst, so daß also die sonst üblichen Groschen ausfielen. Mit der geweihten Kreide schrieben wir über die Stubentür in großen Buchstaben K + B + M. Hier standen sie dann, die Namenszeichen der Heiligen Drei Könige, das Salz aber vermengten wir mit dem Inhalt des großen Salzhafens in der Küche.

Dann kam der 27. Januar und damit Kaisers Geburtstag. Der letzte Kaiser Wilhelm II. war am 27. Januar geboren und an diesem Tage fanden im ganzen Vaterlande Geburtstagsfeiern statt. Droben auf der Zollerburg war geflaggt. Als kleiner ABC-Schütze mußte ich bei der Schulfestfeier ein Gedicht vortragen, das mir heute noch im Gedächtnis ist:

„Bin zwar ein kleiner Knabe noch,  
Der wenig nur erst weiß.  
Jedoch den Kaiser kenn ich doch,  
Und sag ihm Lob und Preis.“

So lautet die erste Strophe, doch Gedicht und Lieder und die Rede des Lehrers interessierten uns weniger als vielmehr die Ansprache des Bürgermeisters, in der er uns eine Kaiserwurst und einen Kaiserweck ankündigte, die wir gern in Empfang nahmen, zumal sie für manche Schulkinder die einzige Wurst im Jahr war, die sie erhielten.

Einmal an Kaisersgeburtstag, als ich kleiner Sextaner war, durfte ich bei der abendlichen Feier des dörflichen Militärvereins, dessen Vorsitzender der Vater war, bei einem Theaterstück mitwirken. Ich hatte die Rolle eines

Waisenknaben zu spielen, der zu guter Letzt in einem Kriegerwaisenheim gute Aufnahme fand. Als Belohnung für meine „Schauspielkunst“ erhielt ich aus der Kasse des Vereins eine Schützenwurst und eine Mutschel. Seither stand ich nie mehr auf jenen Brettern, die die Welt bedeuten.

An Marie Lichtmeß brachten wir Kerzen zur Weihe in die Kirche, die für das Altärchen beim Feldkreuz an Christi Himmelfahrt bestimmt waren und für den Fall eines Versehanges vorsorglich zu Hause aufbewahrt wurden. In der Kirche wurde der Blasiussegen gespendet, der vor Halskrankheiten bewahren sollte.

Nach Dreikönigstag redeten die Ledigen vom „Maschgeragau“. Es war ganz selbstverständlich, daß vor diesem Tage keinerlei Fastnachtsveranstaltungen stattfanden, von Dreikönigstag an aber die Fastnacht freigegeben war. Zwar fanden auf dem Lande, von Vereinsfeiern abgesehen, keinerlei Bälle statt, vielmehr wickelte sich die Fastnacht für die Ledigen hauptsächlich abends durch Hausbesuche ab. Wie froh waren wir, wenn dann abends öfters Maskenbesuch ins Haus kam. Da kamen die jungen Leute als Mausfallen- und Kochlöffelhändler, der eine bot Schwefelhölzle, ein anderer Besen aus Buchenreisig an, mal kam eine Zigeuner- mal eine Musikantengruppe. War das dann ein Umtrieb in den Wohnstuben! Sobald die Masken weg waren, ging es ans Raten und Fragen, wer die Masken wohl gewesen sein mögen.

Wir Kinder sind tagsüber verkleidet im Dorf herumgesprungen und waren Hans im Glück. Einmal hatte ich die Rolle eines Bären zu übernehmen, wie ja damals öfters mal Bärenreiber ins Dorf kamen. Mit Saubohnenstroh banden mir meine Kameraden Füße, Beine, Leib und Arme ein, der Kopf wurde mit einem braunen Tuch umwickelt, aus dem durch 2 Augenschlitze gerade noch etwas Sicht war, in die Hände bekam ich einen dicken Prügel, um den Leib eine lange Kette, und so ging's mit dem Bärenführer und seinem Gefolge, das genauso verlumpt aussah wie richtige Bärenreiber und Zigeuner, durch's Dorf. Ich mußte auf den „Hinterfüßen“ traben und tanzen und den Prügel dabei in den „Vorderpranken“ hochhalten, mal mich wild gebärden und den Kindern Angst einjagen, vor den Häusern „bitte, bitte“ machen und anschließend eine Verbeugung für die Gabe. Denn im Betteln taten wir es den echten Bärenreibern gleich! Kein Wunder, daß ich zum guten Schluß schwitzte wie im Hochsommer und die gute Mutter zu Hause schimpfte: „Wie konntest du nur so dumm sein und dich als Bär hergeben!“ Doch schön war's, ach, so schön!

An Fastnachtstag wurden wir und das ganze Dorf durch die „Tagwacht“ geweckt. In der Morgenfrühe, derweilen die Dörfler noch im Schlaf lagen, zogen die Ledigen durch's Dorf und machten einen Höllenlärm. Eine „Putzmühle“, wie sie zum Reinigen des Getreides nach dem Dreschen verwandt wurde, machte Krach, Blechdeckel, Schellengeläute für Pferdegespanne, Trom-

peten und Trommeln und was ansonsten noch an Lärminstrumenten aufzutreiben war, sorgten für die Begleitmusik. Am liebsten wären wir Buben gleich mitgezogen, doch jagte man uns wieder in die Betten. Die Schule war an Fastnachtstag notwendiges Übel, und wir konnten es kaum erwarten, bis der Lehrer uns entließ. Daheim hatte die Mutter inzwischen „Hosensacknudeln“ und „Fastnachtsküchle“ gebacken, die wir mit einem Heißhunger verschlangen, uns noch beide Hosensäcke vollstopften und zurück ins Dorf rannten, um ja nichts zu versäumen. Dann und wann veranstalteten die Ledigen Umzüge, mal eine Bauernhochzeit darstellend, mal eine Zigeunerhorde, mal die nahen Stäbter verulkend, mal örtliche Begebenheiten ins Lächerliche ziehend. War das dann ein Treiben und Frohsinn unter der Jugend, doch nahmen auch die Erwachsenen an dem fröhlichen Umtrieb teil. Der „Odermatt“, so hieß er, kam mit einem großen „Stiefel“ Bier aus dem „Grünen Baum“ heraus, schon nicht mehr ganz nüchtern, und ließ uns Kinder singen:

Hoorig, hoorig, hoorig ist dia Sau,  
Und wenn dia Sau it hoorig ist,  
No geit se konne Leaberawischt.

Und dann wieder:

Hoorig, hoorig, hoorig ist dia Katz,  
Und wenn dia Katz it hoorig ist,  
No fangt se konne Mäus.

Und ob wir sangen! Da stand dann der Odermatt mitten unter uns und schwang mit dem vollen Pokal den Takt. Immer wieder und immer noch lauter mußten wir singen, zum guten Schluß durften wir dann den Stiefel reihum austrinken, wobei es nicht ohne Keilerei abging, denn jeder wollte möglichst ein großes Maul voll Bier haben. Der Odermatt ließ dann nochmals füllen, und die Schreierei ging wieder von vorne los.

Damit war für uns Kinder die „Fasnet“ zu Ende, während die Ledigen und auch die Alten abends auf den Dorfball gingen, wo ein Kunterbunt von Masken und Vermummungen anzutreffen war. – Manchmal ging es an Fastnachtstag in die nahe Stadt, wenn dort die „Narrhalla“ einen städtischen Fastnachtszug veranstaltete.

An Aschermittwoch ließen wir uns in der Kirche ein Aschenkreuz auf unser sündiges Haupt machen, während dann und wann die Ledigen am Nachmittag dieses Tages noch ein besonderes Vergnügen hatten. Wenn nämlich während der „offenen Zeit“, das ist die Zeit von Dreikönig bis Fastnachtstag, keine Hochzeit im Dorf stattfand – in den stillen Zeiten durften keine öffentlichen Hochzeiten sein –, streuten die ledigen Burschen Spreu auf die Straßen, holten ihre ledigen Mädle und ließen diese hinter der Spreu eine hölzerne Egge ziehen, womit symbolisiert werden sollte, daß die Zeit der öffentlichen Hochzeiten unfruchtbar gewesen war. Uralt soll dieser Brauch sein, wahrscheinlich ist er heute größtenteils ausgestorben, schade!

Am Abend des Aschermittwoch bettelten die ledigen Burschen Eier und Speck in den Häusern und ließen sich davon im „Adler“ oder im „Grünen Baum“ große Platten mit Speckpfannenkuchen machen, wozu große Quantitäten Bier getrunken wurden. Das war dann der Abschluß der ausgelassenen Fastnachtszeit, sie war harmlos und bot trotzdem manche Freuden für jung und alt. Bald begann wieder die harte Feldarbeit für die Dörfler, Lichtmeß war gewesen, die Natur verlangte wieder ihr Recht, denn eine neue Wachstumsperiode setzte ein, ein neuer Anfang und ein neues Werden.

*Aus dem dörflichen Alltag  
Von Hausierern, Musikanten und fahrendem Volk*

Sie gehören zum Dorf so gut wie seine Bewohner, diese Menschen, die jahraus, jahrein in regelmäßigen Abständen ins Dorf kamen, um ihre Waren feilzubieten, ihr Handwerk anzupreisen oder ihre Künste zu zeigen. So tauchte immer wieder der „Mina“ auf, ein Pfannenflicker von Beruf und aus Italien stammend. Er flickte Pfannen und Kessel und Schapfen und Eimer, und so hieß er nur „der Pfannenflicker“, doch die Leute waren froh an ihm, denn um wenig Geld lötete er die Löchlein und Schadstellen zu. Seine Werkstatt schlug er bei schönem Wetter im Freien auf. Dort saß er auf einem Schemel bei seiner Feldschmiede, pfiff oder sang ein Liedchen und flickte und flickte. Wir Buben standen manchmal bei ihm und bewunderten seine Kunst. In späteren Jahren ist der Mina nach Deutschland gezogen und erwarb die deutsche Staatsangehörigkeit. Heute und schon längst gibt es ihn nicht mehr, den wandernden Pfannenflicker.

Die „Bürstenhanne“ kam aus Lützenhardt im Schwarzwald, seinerzeit ein armes Schwarzwalddorf, heute weitbekanntes Luftkurort. Die Männer verfertigten in Heimarbeit Bürsten, und die Frauen verkauften sie auf dem Hausierhandel. Die „Bürstenhanne“ wohnte im Dorf bei den Großeltern mütterlicherseits, dort hatte sie Heimatrechte, obwohl nicht verwandt. Tagüber ging sie mit ihrer Ware über Land, abends kam sie zum Schlafen zurück ins Dorf, setzte sich an den Tisch wie zur Familie gehörend. – An einem starken Drahring hingen die Bürsten alle, den die Hanne auf der Achsel trug: Kleider- und Schuhbürsten, Viehbürsten und Roßkartätschen, Haar- und Bartbürsten, Bürsten für die Wäsche und Bürsten für alles mögliche. – An den Jahrmärkten im Städtle hatte die „Bürstenhanne“ ihren Stand. Auf einem langen Tisch aus Brettern war die Bürstenware ausgelegt, die vielseitigen Zuspruch fand, denn die Bürstenhanne war als reell weit und breit bekannt. – Auch sie sind ausgestorben, die Bürstenhändler in Lützenhardt, ozonreiche Luft verkauft sich leichter an die Kurgäste.

Das „Kochlöffelmannle“ sei nicht vergessen. Er war im Nachbarort Schlatt zu Hause, ein gar lustiger und durstiger Kumpan. Mit selbstverfertigten Kochlöffeln und Wäscheklammern ging er hausieren, doch war sein Warenbestand nie groß, es kam ihm weniger auf den

Verkauf seiner Ware an, als daß er vielmehr bettelte, einen Kreuzer oder auch ein Stück Brot. Der Kochlöffelhandel bildete mehr oder weniger das Scheingeschäft für seine Bettelei. Manchmal mußte er einige Tage brummen, wenn ihn der Gendarm beim Betteln erwischte. Mit einem Zwerchsack wanderte er durch das Land, den er mit der einen Hälfte nach vorn, mit der anderen auf dem Rücken über die Achsel trug. Eines Tages, als ihm die Lehrerstante die üblichen Kreuzer (zwei Pfennige) gab, begehrte er auf und meinte: „A Fünferle, a Fünferle, s'hott alles aufschlage, s'Bettla hot au auf aufschlage!“ Das Bettelgeld setzte er allzusehr in Schnaps um, anstatt es seinem Weib und seinen Kindern zukommen zu lassen. Er war ein fröhlicher Geselle, und wenn er beschwipst war, sang er das Lied vom lieben Augustin, denn auch er hieß August:

O du lieber Augustin, alles ist hin,  
s'Geld ist versoffa und s'Weib ist verloffo,  
O du lieber Augustin, alles ist hin!

Heute ist er schon lange tot, nur die Alten können sich seiner erinnern, ein Original ging mit dem „Kochlöffelmannle“ hin.

Regelmäßig kamen Musikanten ins Dorf. Aus der Rheinpfalz kamen sie zu vieren und fünfen, ließen auf den Straßen und Gassen ihre Weisen ertönen und sammelten Gaben mit dem Hut in der Hand von Haus zu Haus. „Tief drinn im Böhmerwald, wo meine Wiege stand“, „Wie die Blümlein draußen zittern . . .“, „Im Grunewald, im Grunewald ist Holzauktion“ und wie die Lieder alle hießen, bliesen sie immer wieder aufs neue. Die Musikanten wurden nicht als Bettler angesehen, sie boten ja ihre Musikkunst für die erbetene Gabe. – Auch im Dorf gab es Musikanten, die aber hauptsächlich auf Hochzeiten zum Tanz aufspielten, hausieren gingen sie nicht. Musikanten begegneten mir selbst an meinem Hochzeitstag zwar nicht in der Heimat. Sie spielten beim Haus meiner Braut ein Ständchen und erhielten gern einen Extraobolus. Auch jene Musikanten waren auf Wanderfahrt.

Dann und wann kamen Bärenreiber ins Dorf, schwarze, verlumpte Gesellen, wohl Zigeuner. Braune Bären führten sie am Nasenring mit, die immer wieder ihre Tanzkünste zeigen mußten, nicht ohne dabei manchen Hieb oder Stoß mit einem Prügel zu bekommen. Ab und zu führten solche Trupps auch mal ein Kamel oder ein Dromedar mit, wobei wir Buben uns stritten, welches dieser Tiere ein und welches zwei Höcker hat. War dann noch ein Affe mit bei der Truppe, so war die Neugier von uns Kindern besonders groß, und wir begleiteten diese Trupps durch's ganze Dorf.

Auch die Drehorgelmänner von einst sind heute verschwunden. Invaliden aus dem 70er Krieg mit einem Holzbein oder nur einem Arm, im Bergwerk zu Schaden gekommene Bergleute, verkrüppelt an Händen oder Füßen, manchmal auch erblindet waren sie, denen ihre Rente nicht zum Lebensunterhalt ausreichte und deshalb

durch Drehorgelmusik zu einer zusätzlichen Einnahme zu gelangen versuchten. Auch sie erhielten ihren Kreuzer für ihre Drehorgelmusik, die mir heute noch in den Ohren klingt. Längst hat die soziale Gesetzgebung den Kriegsbeschädigten und Invaliden eine Rente zugesichert, daß sie nicht mehr auf den Bettel angewiesen sind. Und das von Rechts wegen!

*Von Wandkalendern und einem Kirchengesangbuch, von alten Zeitungen und allerlei Geschriebenem*

Die Innenseite des Wandschranks in der Wohnstube war der unverrückbare Platz des Kalenders „Lahrer hinkender Bote“. Immer einige Jahrgänge wurden dort verwahrt, denn der Bauer wollte auch manchmal zurückblicken. So ein Bauernkalender war in meiner Jugend eine Art Buchhaltung. Dort wurde alles festgehalten, was sich in Hof und Stall ereignete: wann die Bles rinderte, das Nägele kalbte, die Muttersau zum Eber geführt wurde, was aus den Ferkeln erlöst wurde, wieviel Garben die einzelnen Äcker brachten, wie das Druschergebnis war, und wieviel Simmere der und jener Acker brachte, was an Kartoffeln geerntet wurde und derlei mehr. Es wurden Vergleiche zu den Vorjahren angestellt und also Bilanz gezogen. Daß die netten Kalendergeschichten außerdem interessierten, jung und alt, ja, daß sie das Jahr über mehrfach gelesen wurden, und daß sie sogar, wenn sie in der Wohnstube neuen Kalendern Platz machen mußten, noch jahrelang auf der Bühne verwahrt wurden, um in den Wintermonaten immer mal wieder den einen und anderen herunterzuholen, soll gesagt sein. Da stand dann zu lesen von Blitz und Ungewitter, von Hagelschlag und Unglück im Stall, von miserablen Viehpreisen und Mißernten ebenso wie von guten und zufriedenen Jahren.

In der alten Kommode, die der äußerst talentierte Urgroßvater anfertigte – er war Zimmermann von Beruf und hatte beim Wiederaufbau der Zollerburg in den 50er Jahren des vorigen Jahrhunderts die umfangreichen Zimmerarbeiten übertragen erhalten –, lagen allerhand Gebetbücher, darunter noch solche aus dem 18. Jahrhundert mit großen Buchstaben für Leute mit schlechten Augen. Ein Buch ist mir wegen seiner Größe immer wieder aufgefallen: das Konstanzer Gesangbuch. Es stammte aus der Zeit des Bistums Konstanz, hatte eigene Lieder mit eigener Melodie dieser Diözese. Das Gesangbuch atmete wohl noch den Geist Wessenbergs, der als Generalvikar und Bistumsverweser der letzte Bistumsverwalter von Konstanz war und schon damals nachhaltig für die deutsche Liturgie eintrat. 100 Jahre mußten vergehen, bis diese Vorstellung durch das zweite Vatikanische Konzil in unseren Tagen verwirklicht wurde. Wessenberg aber wurde zu seiner Zeit verworfen! – Auch nach der Gründung der Erzdiözese Freiburg, zu der damals Hohenzollern kam, wurden in den meisten Häusern die Lieder und Gesänge im Konstanzer Gesangbuch weiterhin gepflegt und beim Gottesdienst gesungen.

Die Alten konnten sich mit dem Neuen so leicht nicht anfreunden und wollten vom „Magnificat“, dem Gesangbuch der neuen Erzdiözese, wenig wissen. Wenn dann trotzdem nach diesem Gesangbuch gesungen wurde, kritisierten die Alten: „Heut hot me wieder dös neu-modisch Zeug g’sunge, ’s goht halt nichts übers Konstanzer Gsangbuch!“ Besonders in der Adventszeit kam solche Kritik auf, wenn das Lied „Tauet, Himmel, den Gerechten, Wolken regnet ihn herab“ nach dem „Magnificat“ gesungen wurde, die Melodie im Konstanzer Gesangbuch schien den Alten weitaus schöner und rühvoller. – Aber das Konstanzer Gesangbuch hatte noch ein anderes, das ihm gewissermaßen Ehrfurcht verschaffte. Hinten im Buch befanden sich einige vergilbte Blätter, auf denen ein Stück Familienchronik eingetragen war. Da stand zu lesen, noch in den ungelenten Schriftzügen des Urgroßvaters: am ... ist die Theres geboren, am ... ist der Friedrich geboren, am ... ist die Theres gestorben. So folgte Eintrag auf Eintrag, von jeder Generation fortgeführt, Geburten, Todesfälle, Heiraten. Den letzten Eintrag im Gesangbuch machte ich selber nach dem Tode des Vaters: am 22. Juni 1939 ist unser guter Vater Kaspar gestorben.

Auf der Bühne steht ein großer, alter Trog, wie sie in Bauernhäusern vielfach anzutreffen sind. Darin zu kramen, war von jeher eine Lust. Nicht nur wegen des Inhalts in dem einen der Gefache, in dem die Mutter Hutzel und Schnitz verwahrte, sondern auch des übrigen Inhalts wegen, der aus „geistiger“ Nahrung bestand, aus alten Zeitungsjahrgängen, alten Kalendern und Unterhaltungsbeilagen des „Schwarzwälder Bote“. Zum Teil waren nur die Romane aus den Zeitungen ausgeschnitten und wurden gebündelt verwahrt. So hatte sich im Laufe der Jahrzehnte eine ansehnliche „Bibliothek“ eigener Art angesammelt. Immer wieder wurden im Winter einzelne Bände von der Bühne geholt und oft zum soundso vielen Male gelesen. Schade, daß die meisten Zeitungsbände im Laufe der Jahre den Mäusen und im zweiten Weltkrieg der Entrümpelung zum Opfer fielen.

An einem Winterabend brachte der Vater vom Rathaus – er war Gemeindevorsteher – ein in Schweinsleder eingebundenes dickes Buch mit nach Hause. Da standen auf den dicken, steifen Blättern gar merkwürdige Dinge in für uns Kinder kaum leserlicher Schrift. Es war die sogenannte Kanzleischrift, die mich dann später der Großvater noch lehrte, jene Schrift mit den vielen Schnörkeln. Auf der Titelseite dieses Folianten stand mit großen Buchstaben: „Luckenbuch der Gemeind Stetten, angelegt und erneuert anno 1684 durch Vogt und Gericht.“ Es folgten die Namen: der Vogt Weinundbrod, dessen Sippe heute noch im Dorf lebt, die Richter Flach, Klotz, Baum usw., alles Namen, die auch heute noch im Dorf vorkommen. Aber auch Namen standen da, die heute im Dorf nicht mehr zu Hause sind. – Das Luckenbuch hielt die Fahr- und Tretrechte solcher Grundstücke fest, die nicht unmittelbar an einen Weg grenzten. Und dies waren zur damaligen Zeit die meisten, denn es gab ja

noch keine Flurbereinigungen. Da marschierten die Grundstücke alle auf, und es stand zu lesen: Anton Bulacher des Steffen hat ein Mannsmad Wiesen im Weinschlatt, stoßt auf Sylvester Klotzen Wies, fährt über diesen zum Weinschlattweg. So war es rechtens und ist es bis auf die heutige Zeit, da im Dorf immer noch keine Flurbereinigung stattfand. Welcher Rückschritt! So war Grundstück für Grundstück mit seinen Rechten und Belastungen im Luckenbuch eingetragen, vielfach mit Nachträgen, wenn ein Grundstück in andere Hände übergang. Dann hieß es z. B.: „Jetzt dem Adolf Flach gehörig.“ Das Luckenbuch war der Vorgänger vom späteren Grundbuch. Schade, daß das Buch abhanden kam!

Im Schreibpult, das der handwerklich geschickte Urgroßvater ebenfalls anfertigte, lag in einem Gefach ein Haushaltbuch. Die Urahne hatte das Buch in ihrer jungen Ehe begonnen und in dem aus gewöhnlichen Blättern gehefteten „Journal“, würde man heute sagen, alle Einnahmen und Ausgaben eingetragen, wie sie sich im Haushalt ergaben. Die Großmutter und später meine Mutter führten diese Eintragungen fort, weitere solcher Bücher entstanden, doch die alten wurden weiter aufbewahrt. Diese alten Bücher bildeten ein Stück Wirtschaftsgeschichte der Heimat und zeugten vom einfachen Leben im Dorf. Alle Verkäufe aus Hof und Stall, Vieh und Getreide, die Einnahmen aus Lohnarbeit wurden ebenso eingetragen wie alle Ausgaben für Kleidung und Alltag. In den ersten Jahrzehnten bis 1870 waren es Gulden und Kreuzer, dann kamen Mark und Pfennig, und nach dem ersten Weltkrieg tauchten Wahnsinnszahlen auf, Millionen, Milliarden, ja sogar Billionen! Bis dann wieder ganz klein und bescheiden mit Mark und Pfennig nach der Inflation im Herbst 1923 begonnen wurde.

### *Feierabend im Dorf*

Am Tannenhaag vor dem Haus neben der Toreinfahrt unter einem mächtigen Kastanienbaum stand die Sitzbank. Die Tagesarbeit war getan, das Vieh versorgt, der Abend legte sich über Dorf und Stadt, es war Feierabend. Die Eltern sitzen auf der Bank und lesen die Zeitung, die Mutter ist manchmal noch mit dem Stopfen und Flickern von Strümpfen und Hosen von uns Buben beschäftigt. Dann und wann gesellten sich die Nachbarn dazu, um noch einen Abendschwatz zu halten. Es ging aber wortkarg zu, vom Wetter wurde gesprochen, vom Vieh und von der täglichen Arbeit. Ab und zu aber erhitzten sich die Gemüter, wenn es um Gemeindepolitik ging, um den oder jenen Wegebau, den Farrenstall und derlei Dinge. Dann und wann kamen die Alten auch ins Gespräch über frühere Zeiten, die Männer allzugern über ihre Soldatenzeit und der Nachbar Andres über seine Wanderzeit als Schuhmachergeselle, die ihn weithin

führte bis in die Schweiz und nach Österreich. Da saßen wir Kinder dann mäuschenstill dabei und lauschten neugierig den Erzählungen der Alten. Die Großmutter wußte gar manches aus der Geschichte des ehemaligen Klosters, von einem wundertätigen Altarbild, einem Flügelaltar, dessen Flügel sich jeweils vor dem bevorstehenden Tod eines Angehörigen der Zollerngrafen öffnete und die Leute in Angst und Bange versetzte. Von jenem unglücklichen gräflichen Diener wußte sie, der in seiner Vermessenheit auf ein Kreuzifix mit Pfeil und Bogen schoß in der Hoffnung, daß ihm sodann kein Schuß mehr fehlgehen würde. Und wie dann aber beim dritten Schuß der Pfeil im Kreuzifix stecken blieb und nicht mehr herauszubringen gewesen war und der unglückliche Diener ob seiner Freveltat draußen bei Heiligkreuz, dem heiligen Friedhof, mit seinem Leben habe büßen müssen.

Die Großmutter wußte auch, daß ihrer Mutter, also unserer Urgroßmutter, auf ihrem Heimweg nachts von Gosseltingen das „Muotesheer“ begegnet sei und ihr Angst und Schrecken eingejagt habe. Was Wunder, wenn wir Kinder dabei das leise Gruseln bekamen.

Auch der Schwedenkrieg spukte noch in den Köpfen der Alten, denn das Kloster wurde in jenen Schreckenstagen böß heimgesucht und geplündert, Und da tauchte auch jener spöttische und unbeugsame Zollergraf, der Öttinger, auf, der viele Wochen und Monate seinen Belagerern auf der Burg die Stirn bot, wie eine Maid aus dem Steinlachtal die Burgbesatzung heimlich mit Nahrung versorgte, und wie dieser Öttinger zu guter Letzt, als die Besatzung nichts mehr zu nagen und zu beißen hatte, den Belagerern dann doch noch entkam. Auch ein Dörfner gehörte zu der Burgbesatzung, Fuchs mit Namen.

Von manchem Streit zwischen Kloster und Gemeinde wurde erzählt, denn das Kloster hatte gewichtige uralte Rechte und Lehen, die zu einem beachtlichen Teil zu Lasten der Zivilgemeinde gingen. Auch der jahrhundertalte Streit um die freie Pirsch tauchte auf, der Wildschaden war oft unerträglich, denn die ganze Jagdhoheit gehörte dem Grafen. – Von Fronen und dem Zehnten wußten die Alten noch, alles Dinge, die hart auf der Bevölkerung lasteten. – Und dann kam auch die 48er Bewegung zur Sprache, wie die Bauern dem Fürsten in der Stadt vor's Schloß rückten und freiheitliche Rechte forderten, wie diese der Fürst dem Volk versprach und dann, als das Blatt sich wendete, doch nicht hielt. – Die mildtätige und sehr leutselige letzte Fürstin Eugenie wurde nicht vergessen, sie ging ein als große Wohltäterin des Volkes, dem sie einen großen Teil ihres Vermögens in Stiftungen für Arme und Kranke, Kinder und Schulen vermachte. Heute noch lebt sie im Gedächtnis des Volkes fort.

Feierabend auf dem Dorf! Heute gibt's ihn längst nicht mehr, Radio und Fernsehen haben ihn verdrängt, schade!